

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Da man mir auch nicht gestattete, ohne Eskorte nach der „Younging Laß“ zu rudern, machte ich nie einen Versuch dazu. In ihrer Furcht vor dem Kapitän waren die Leute froh, seiner Aufsicht enthoben zu sein, und keineswegs begierig darauf, dem Schoner einen Besuch abzustatten. Das hohle Gehäuse jenes früheren Schreckbildes war meine einzige Hoffnung. Es schützte wenigstens die Waffen und die Munition.

Wenn ich jetzt auf jene Zeit zurückschaue, kommt es mir vor, als ob sie nur die Möglichkeiten zu künftigen Unruhen in sich barg. Noch hatten sich die Ideen der Leute nicht kristallisiert. Der treibende Beweggrund bei ihnen war vorläufig bloße Neugierde, und es bedurfte erst eines entscheidenden Anstoßes, um dieses Gefühl in Habgier zu verwandeln.

Dieser Impuls kam von Percy Darrow und seinem müßigen Geschwätz über Wudus^{*)}. Wie gewöhnlich richtete er seine Bemerkungen an den griesgrämigen Nigger.

„Wudus?“ sagte er. „Natürlich gibt's welche. Laßt euch nicht zum Narren machen! Es gibt gute und böse. Wenn ihr's versteht, könnt ihr sie zähmen, daß sie alles tun müssen, was ihr wollt!“

Pulz lüchelte verstockt.

„Ihr glaubt das nicht?“ wandte sich der Assistent an ihn. „Es ist aber so. Ihr kennt doch die schwere Kiste, mit der wir immer so sorgfältig umgehen? Nun wohl, da ist ein zahmer Wudu drin!“

Die andern lachten.

„Wie er ausseht?“ fragte der Nigger ernsthaft.

O, das ist ein sehr feiner Wudu mit schlotternden Armen und grünen Augen. Er spuckt Feuer!“

Und Darrow fing an, eins jener echten alten Wudu-Lieder zu singen, die einst im Süden allgemein bekannt waren, jetzt aber nur noch höchst selten gehört werden. Kein Mensch weiß, was die Worte bedeuten, wahrscheinlich sind es nur Beschwörungsformeln, ein magisches Räuberwelsch, aber der Nigger sprang mit einem Satz quer durch das Feuer, packte den Assistenten bei den Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Still sein! Still sein!“ leuchtete er, das Gesicht vor Schreck entstellend. „Das König Wudu-Lied! Das herrufen alle Wudus — alle!“

Wird flogen seine Augen in der Dunkelheit umher, als ob er dort Scharen von Wudus zu sehen fürchtete. Ich benützte den Moment der Verwirrung, um Darrow zuzulüftern: Gefahr droht! Aufpassen!“

^{*)} Name für den Bauberggott vieler Negervölker.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht, denn bald darauf ging er. Seine Erwähnung der Kiste aber brachte die Leute auf die alte Idee.

„Wir sitzen schon verdammt lange auf diesem Fleck,“ begann Pulz.

„Ein Jahr und fünf Monate,“ rechnete Thradles aus.

„In der Zeit kann ein Mensch viel schaffen.“

„Wenn er fleißig ist.“

„Die da oben sind fleißig gewesen.“

„Ich möchte wissen, was sie eigentlich gemacht haben.“

Darauf gab es keine Antwort, und das Palaver nahm einen neuen Kurs.

„Wir bekommen doch alle doppelten Bohn.“ —

„Stimmt.“

„Und das macht für uns und Mr. Eagen — na, sagen wir mal rund vierhundert. Ich denke, der Alte wird den Schoner auch nicht umsonst hergeben.“

„Zweihundertundfünfzig monatlich,“ entfuhr es mir, was ich jedoch bei dem maßlosen Erstaunen, das ich damit hervorrief, sofort bereute.

„Siebzehn Monate!“ fuhr Thradles fort, mit einem Stück Bleistift seine Berechnung kritzeln. „Das macht über elftausend Dollars, seit wir unterwegs sind. Was meinen Sie, was ihn die Ausrüstung gekostet hat?“

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete ich kurz.

„Na, jedenfalls 'nen netten Haufen Geld.“

Schweigen.

„Bin neugierig, was Sie wohl getan haben mögen?“ fragte Pulz wieder.

„Sicher etwas, was viel Geld einbringt,“ brummte Thradles.

„Das Kiste —“ begann Berdosa.

„Wudu, —“ brummte der Nigger.

„Unfinn! Das soll uns bloß Angst machen und abschrecken!“ erklärte Handy Salomon verächtlich. „Grad' deswegen glaub' ich ganz bestimmt, es ist die Kiste.“

Pulz murmelte etwas im alchimistischen Räuberwelsch.

„Richtig!“ stimmte Handy Salomon zu. „Wenn wir das kriegen könnten —“

„Wir wüßten aber nicht, wie wir's dann anstellen müß'n,“ unterbrach ihn Pulz.

„Das Buch —“ sagte Thradles.

„Wie wollt ihr denn wissen, ob's überhaupt 'n Buch ist?“ schrie Pulz. „Es kann ebensogut der Stein der Weisen wie was anders von den verfluchten Dingen sein. Was dann?“

Es war erstaunlich, wie ernsthaft dieser Blödsinn erörtert wurde. Halb und halb glaubten sie wirklich daran, denn ihnen als Seelenten der alten Schule galt etwas Gedrucktes für unantastbar.

„Ganz egal, ob Stein der Weisen oder nicht, etwas ist dran!“ sagte Thradles. „Der alte Knabe geht zu sorgsam mit der Kiste um, gibt 'ne Masse Geld aus und macht zu viel

Aufhebens von der Sache. Wegen seiner Gesundheit sieht er nicht hier!"

"Wißt ihr, was denken ich?" murmelte Perdosa. "Er mach' Di'mants!"

Der Nigger brütete wie geistesabwesend vor sich hin, ein Zustand, in dem er seine Orakel zu äußern pflegte.

"Solt das Rißt," murmelte er. "Ich es sehn voll — voll Di'mants!"

Alles lautete wie gebannt und in abergläubischer Ehrfurcht. Handy Salomon sagte im Flüsterton zu mir:

"Gewöhnlich geb' ich ja nichts auf das Geschwäg des Niggers. Ist 'n zu dummer Kerl. Aber wenn er solche Augen macht, dann muß man auf ihn hören. Dann hat er das zweite Gesicht. Hat schon oft in die Zukunft geseh'n. Letztes Jahr — mit der Oyama — das hat er uns auch schon drei Tage vorher gesagt. Darum waren wir auch so gut vorbereitet!"

Außer einer großen Brille zwischen Pulz und Perdosa ereignete sich eine lange Zeit hindurch nichts Bemerkenswertes. Ich jagte Schafe, fischte, wanderte umher — immer in Begleitung eines Mannes, der schon milde war, noch ehe es losging. Selbst Percy Darrow fiel das mürrische unzufriedene Wesen der Leute auf, und er erriet auch sofort die Ursache.

"Ihr werdet faul, Jungens!" sagte er. "Warum tut ihr nichts? Und wo steckt der Kapitän?"

Sie brummten, es gäbe nichts zu tun, und der Kapitän wäge vor, an Bord zu bleiben.

"Will ihn deswegen nicht tadeln," sagte Darrow, "aber ab und zu könnt' er uns seine quietisierende Gesellschaft schon schenken. Nun paßt auf, Jungens, ich will euch 'mal was von den Seehunden erzählen. Die alten Männchen haben lange, steife Schnurrbartborsten — einen Fuß lang. Wißt ihr auch, daß die ein famoser Handelsartikel sind? Die Chinesen fassen sie in Gold und reinigen damit ihre langen Pfeifen. Solch 'ne Borste hat 'nen Wert von sechs Pence bis zu ein und einviertel Dollar. Warum macht ihr nicht Jagd auf die Tiere?"

"Wenn das man nicht auch so ist wie mit den Wibus!" brummte Handy Salomon.

Darrow lachte amüsiert.

"Nein, diesmal ist's Wahrheit! Ich will euch 'was sagen. Ich gebe euch sechs Pence für jede Schnurrbartborste und vier Pence für die Galle!"

Am nächsten Morgen schüttelten die Leute ihre Schläfheit ab und gingen auf die Seehundsjagd.

Wir töteten die Männchen, indem wir sie von der Herde trennten, in die Enge trieben und ihnen dann einen Schlag auf eine bestimmte Stelle des Kopfes verfehlten. Sie kämpften mit überraschender Zähigkeit, erlagen jedoch schnell einem gut gezielten Schläge. Wir streiften die Kopfhaut mit dem langen Schnurrbart ab, nahmen die Galle heraus und schleiften den Kumpf in die Brandung, wo er von den Fischen verzehrt wurde. Anfangs zogen die Leute aus Vergnügen am Neuen den Tieren auch die Haut ab. Dann mußte die oft zwei bis drei Zoll dicke Speckschicht Stück für Stück auf der Innenseite des Felles herausgeschnitten werden — ein langweiliger und übertriebener Spaß. Wir stanken mächtig nach Tran; unsere Kleider glänzten davon, selbst die Poren unserer Haut schienen Tran auszuschwitzten. Nachdem das Fell so gereinigt war, mußte es erst noch gerbt werden. Die von Percy Darrow angegebene Methode lieferte jedoch bei ziemlich langwieriger Behandlung keine sonderlich zufriedenstellenden Ergebnisse. So schwand denn mit der Erwerbung des flinsten schweren, fettigen und übelriechenden Felles das Interesse der Leute an Pelzwerk, um sich von nun an lediglich auf die Seehundsschnurrbärte zu beschränken.

Percy Darrow zeigte uns auch, wie man sie am besten herauslösen konnte. Die Gesichtshaut der Tiere mußte nämlich in Verwesung übergehen; dann ließen sich die Borsten mit Leichtigkeit entfernen.

Die erste Serie hingen die Leute an einer Seile auf. Gleich darauf aber erhob sich ein heiseres Getöse; wir stürzten hin und sahen gerade noch, wie sich eine Schar Raben mit der ganzen Ausbeute davonmachte. Rünftig mußten wir also Nehe zum Schutz aufspannen. Etwa einen Monat lang betrieben wir so den Seehundfang. Als im Laufe der Zeit die Männchen vorsichtiger wurden, unter-

nahmen wir Jagdexpeditionen nach vorgelegerten Felsenklippen.

Einige Zeit später kam Handy Salomon in diplomatischer Sendung zu mir.

"Die Seehunde werden immer scheuer," begann er.

"Natwohl!"

"Wir werden sie jetzt wohl nur noch schießen können!"

"Das glaube ich auch," stimmte ich ihm zu.

"Wir haben aber keine Patronen," kam jetzt eine Anspielung.

"Und meine Büchse habt ihr in liebevolle Obhut genommen!"

"Aber nein, durchaus nicht, Herr!" rief er förmlich entrüstet. "Thradles wollte sie bloß reinigen. Sie können sie jeden Augenblick wiederhaben."

"Ich habe aber keine Patronen —"

"An Bord gibt's doch 'ne Menge."

Nachdenklich rieb er seinen Stahlhaken am andern Kermel blank, dann sah er mich plötzlich mit spitzbübischem, humorvollem Zwinkern an:

"Sie haben Angst vor uns!"

Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte.

"Das haben Sie aber nicht nötig!"

Ich schwieg noch immer.

Mit listigem Blick schlug er jetzt eine neue Tonart an.

"Natürlich hab' ich das nicht so gemeint, Herr. Sehen Sie, hier auf dieser alten Insel, wo wir wie Brüder zusammen hausen, tritt man sich näher. In Land gibt's keine Offiziere und Mannschaften, nicht wahr? Wenn wir auf die alte „Laughing Laß“ zurückkommen, dann tun wir auch wieder unsere Pflicht, wie sich's gehört. Darauf können Sie Gist nehmen. Der Alte weiß das auch. Der will nicht an Land. Der weiß ganz genau, warum er an Bord bleibt."

Er spuckte aus und sah mich erwartungsvoll an. Ich war neugierig, worauf er eigentlich hinaus wollte.

"Aber Sie denken gewiß, Herr, ein Offizier bleibt ein Offizier, und ein Maat bleibt ein Maat, und Disziplin muß aufrecht erhalten werden, zu Lande wie zu Wasser. Da haben Sie ganz recht, Herr! Und Sie denken weiter, daß die Massen, ausgenommen im Fall eines Kampfes, nur für das Hinterdeck bestimmt sind. Auch ganz richtig. Daher sollen Sie das Schießen übernehmen und auch die Patronen bei sich führen. Der Disziplin wegen, Herr."

Die Kühnheit des Mannes, mich so zu bewaffnen, setzte mich in Erstaunen, noch mehr aber die Sorglosigkeit, mit der er mich an Bord zu Kapitän Selover gehen ließ. Fast schien es, als hätten sich die Meuterer eines besseren besonnen. Aber ich hatte keine Zeit und keine Lust, mir über den alten Schurken und seine Beweggründe den Kopf zu zerbrechen, denn in mir war nur ein einziger Gedanke:

Ich konnte mit Selover sprechen!

Ihn aufrütteln!

Seinen angeborenen Kampfsinstinkt erwecken und einen Starren neben mir haben in diesen schweren Zeiten!

Ich war auf einmal wieder froh und selbstbewußt. Aus Leibeskräften ruderte ich zur „Laughing Laß“ hinüber, denn ich konnte es kaum erwarten, dem alten Seebären ins Auge zu sehen und ihm zu berichten, wie es um seine Leute stand. Das mußte ihn aufschrecken; alles herausholen, was an Kraft und Stärke in ihm steckte.

Ich kletterte an Bord.

Das Deck war weiß geschneit, Taue und Zeug in wundervoller Ordnung, aber auf mein Rufen antwortete Selover nicht. Ich rief und rief und stieg endlich die Kajütentreppe hinab. In der Kajüte war der Kapitän.

Sinnlos betrunken!

Er lag quer über dem Kajütentisch, die Arme ausgestreckt, den Kopf auf der Matte. Es war die furchtbarste Enttäuschung meines Lebens. Die Wut packte mich. Ich rüttelte, schüttelte ihn, stieß ihn mit Füßen, schlug ihm ins Gesicht; brutal, hart, als sei ich ein anderer Mensch geworden in den wenigen Sekunden.

Er ächzte und stöhnte und fiel zu Boden — und blieb besinnungslos.

Da raffte ich ein paar Patronen zusammen, zwanzig etwa waren es, und fuhr an Land zurück. Auf den Tisch aber hatte ich einen Zettel gelegt:

„Die Leute meutern! Sind Sie noch ein Mann?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbruch.

Von Wfred Bratt.

Es war eine dunkle, sternlose Nacht. Eine Nacht, in deren undurchdringlichen Schatten alles Gegenständliche verschwand, verdeckt von dem geheimnisreichen Schwarz, das kein Lichtschein durchbrach.

Verstirren rieselte durch diese Nacht. Fern fuhr der Wind raschelnd durch halb entlaubte Baumkronen.

Die Villenkolonie am Süden der Stadt lag um diese Zeit verlassen und öde. Nichts schien sich zu regen. Es war, als habe sich erdiges, geheimnisvolles Schweigen auf all die hinter Gärten ragenden, schlafenden Dächer gesetzt.

Doch, ein einsamer Wanderer schritt lautlos durch die Allee. Er ging vorsichtig, den Kopf horchend vorgestreckt, dicht an den Bäumen entlang.

Vor dem reichverzierten, schmiedeeisernen Gitter eines mächtigen Parktores machte der Fremde halt. Er griff in die Brusttasche seines eng zugeschnittenen Rockes, zog einen langen schmalen Gegenstand hervor und machte sich damit an dem Schloß zu schaffen. Ein unendlich feines Krächzen — wie wenn Metall an Metall sich reibt —, ein klagender Ton in rostigen Angeln — dann ging das Tor langsam auf.

Der Unbekannte, der sich auf diesem in guter Gesellschaft nicht gerade gebräuchlichen Wege Einlaß verschafft hatte, schlich still durch das Gewirr der verschlungenen Parkwege und langte ohne Aufenthalt an der schloßartigen Villa an. Einen Augenblick blieb er aufatmend stehen — nichts regte sich, kein lebendes Wesen schien in der Nähe —, dann erkletterte er die an der Ecke des Gebäudes laufende Regenrinne. In der Höhe des zweiten Stockwerks war das der Rinne zunächst befindliche Fenster nur angelehnt. Der schweigsame Kletterer lächelte angenehm überrascht und war mit einem Satz über das Fensterbrett in das Zimmer gesprungen.

Hier tastete der Besucher die Wände ab, dann ließ er den dünnen, zitterigen Schein einer Blendlampe durch den Raum irren, bis der Lichtstreif auf der blinkenden Vorderseite eines Geldschrankes Ruhe fand.

Eine Minute später hatte der unternehmende junge Mann eine Anzahl merkwürdiger Instrumente auf dem Teppich vor dem Schrank ausgebreitet. Er war mit Eisen und Sachtmetall besetzt, die Geheimnisse des Geldschrankenschlosses näher zu erkunden, als tappende Schritte hörbar wurden. Noch bevor der Einbrecher hinter einem Vorhang hatte Schutz suchen können, erschallte das Zimmer in der Helligkeit eines elektrischen Kronleuchters. Neben dem Lichterhalter aber stand ein Herr, den Revolver in der ausgestreckten Rechten.

„Hände hoch!“

Der Einbrecher gehorchte, bleich und schlotternd.

Der Herr schritt an den Schreibtisch — den Revolver immer schußbereit vor sich haltend, und legte die linke Hand auf den Hörer des Tischtelefons.

„Sie können sich setzen, bis die Schutzleute kommen!“ sagte er und wollte den Hörer abheben.

Da stürzte der Einbrecher vor dem Hausherrn nieder und flehte um Erbarmen. Er sei in äußerster Not, dem Dingerode preisgegeben . . . ein Unglücklicher, zum ersten Male vom Wege des Rechts abgewichen.

Der Herr schien von einer Regung des Mitleids ergriffen. Er ließ das Telefon los und blickte eine Weile in Gedanken versunken vor sich hin. Dann sagte er:

„Ich will Ihnen Worten Glauben schenken. Gut denn, Sie sollen Gelegenheit haben, dies eine Mal noch der gerechten Strafe zu entgehen. Im übrigen kann ich Ihnen verraten, daß Ihre Miße vergeblich gewesen wäre. Das Schloß, er wies auf den Geldschrank, ist ein amerikanisches Patent. Kein Diebich vermag es aufzuschließen.“

„Versuchen Sie, mein Herr“, entgegnete der Einbrecher, einigermassen von der unvermuteten Überraschung erholt. „Aber — es gibt kein Schloß, das mit diesen Instrumenten nicht zu öffnen wäre.“

„Was! Wollen Sie behaupten, daß Sie imstande gewesen wären, den Schrank zu öffnen?“

„Ich bin überzeugt davon“, erwiderte der Einbrecher mit unwillkürlichem beruflichen Stolz, „Wenn Sie nicht vorzeitig dazwischen gekommen wären.“

„Aber das wäre ja entsetzlich“, meinte der Herr. „Ich habe in meinem Bureau amerikanische Schlösser anbringen lassen, und die Firma garantiert für ihre Festigkeit!“

Der Einbrecher schüttelte den Kopf, aber entschieden den Kopf.

„Das muß ich erproben!“ rief der Herr aus. Hören Sie: ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit. Wenn es Ihnen innerhalb dieser Frist gelingt, den Geldschrank aufzubekommen, sollen Sie straflos ausgehen. Gelingt es Ihnen nicht, so lasse ich Sie telephonisch verhaften.“

Er zog seine goldene Taschenuhr, legte sie auf die Platte des Schreibtisches und zündete sich dann kaltblütig eine Zigarette an.

Der Einbrecher zögerte nicht. Er ergriff seine Instrumente und machte sich in fliegender Hast an die Arbeit. Die Schweiß-

tropfen standen ihm auf der Stirn, und von Zeit zu Zeit wart er einen ängstlichen Blick auf das Zifferblatt der Uhr.

Der Herr hatte die Hand wieder auf den Telefonapparat gelegt und blickte durch die Rauchwolken seiner Zigarette gebannt auf die Hände des Verbrechers, die still und geschickt am Werk waren.

Der Einbrecher versuchte die verschiedensten Handgriffe und stöhnte vor Erregung und Anstrengung. Aber das Schloß schien verhartet. Alle Versuche blieben erfolglos.

„Noch dreißig Sekunden“, sagte der Herr und warf die Zigarette in einen Aschenbecher.

Der Einbrecher seufzte und sagte. Sein Atem ging laut, ruckweise und keuchend.

„Zehn Sekunden!“ ließ sich weiter die Stimme des Herrn vernehmen.

Da — ein Klirren! Der Verschluß sprang zurück. Ein Griff — der Geldschrank stand offen.

„Donnerwetter!“ rief der Herr verblüfft hervor. Alle Achtung. Ich halte mein Wort: Sie sind frei.“

Der Einbrecher ließ sich das nicht zweimal gesagt sein. Er sprang zum Fenster und war im nächsten Augenblick im Dunkel der Nacht verschwunden.

Der Herr stand kopfschüttelnd und wortlos vor dem Schrank. Dann nahm er die Geldkörbe heraus. Er schichtete die Scheine sorgfältig zu Haufen und steckte sie in seine Brieftasche. Als der Schrank völlig geleert war, drehte der Herr das Licht aus.

In diesem Augenblicke kam der Mond hinter Wolken hervor, und sein silberner Schimmer erhellte das Fenster. Vor dem Fenster aber tauchte die Gestalt des Herrn auf. Er schwang sich auf das Fensterbrett, und während nun auch er sich die Regenrinne hinabgleiten ließ, murmelte er zwischen den Zähnen:

„Gott sei dank! . . . Drei Stunden habe ich mich vergeblich mit dem verdammten Schloß abgequält!“ . . .

Vermischtes.

* Von blonden und brünetten Frauen weiß Margarete von Stein zu erzählen in einem mit Bildern geschmückten Aufsatz, der in Nummer 1 des neuen (59.) Jahrgangs der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) erschienen ist. Wir lesen unter anderem dieses: In jedem Jahrhundert und bei jedem Volk bestand eine andere Vorliebe oder Abneigung gegen blonde oder brünette Frauen. Bei den Serben gilt blondes Haar z. B. als Schönheitsfehler; bei den alten Römerinnen dagegen galt das Blond der Germaninnen als besondere Schönheit. Die meisten blonden Frauen fand man im Altertum in Venedig und Bologna, welche beiden Städte um ihrer rotblonden Schönheiten willen berühmt waren. Die Mehrzahl der Römerinnen dagegen war dunkelhaarig. Haar- und Augenfarbe sind typische Merkmale ganzer Völker. Unter den kaukasischen Völkern sind die Germanen die blonden, die Romanen und die Griechen die schwarzhaarigen und die Slaven die braunhaarigen Stämme. Die diesen Völkern eigenen, am meisten hervortretenden Charaktereigenschaften verbanden sich nach und nach in der Vorstellung der umwohnenden Nachbarvölker mit dem Begriff der äußeren Erscheinung der Nationen. Rotes Haar ist nirgends typisch, sondern gleichsam ein Eindringling, der in allen Ländern zu finden ist, besonders in Island.

Blond war Thusnelda, die unglückliche Gattin Hermanns des Cheruskerfürsten — blond waren die größten Kriegerführer in der französischen Geschichte. Zwischen den ausgebrochenen blonden und den charakteristisch brünetten Frauen gibt es allerlei Spielarten, die je nach dem helleren oder dunkleren Farbton der Haare und Augen bald mehr zu dieser, bald mehr zu jener Kategorie zu zählen sind. In blondem Haar gehört in typischer Weise ein blaues Augenhaar. Die Schwarz- und Braunhaarigen bliden aus dunklen Augen. Dunkeläugige Blondinen und blauäugige Brünetten gelten als ganz besondere Schönheiten. Ebenso die Schwarzhaarigen, deren Locken und Flecken jenen bläulichen Schimmer trugen, der die Römerinnen der Campagna und die Norditalienerin auszeichnet. Ein Farbton, den man früher viel in Italien fand, der aber immer mehr und mehr verschwindet, ist das sog. Tizianblond, jenes gold-rot-lavelfarbene Gemisch von leuchtenden Farbtönen. Wie schon gesagt, hat die Haarfarbe mit dem Charakter nicht das mindeste zu tun; da aber die gegenteilige Ansicht die volkstümliche ist, lohnt es sich doch, ihrer kurz Erwähnung zu tun. Blond galt als Farbe der Sanftmut, Rot als Zeichen der Bosheit und Hinterlist, dunkles Haar als Zeichen des Temperaments. Es gab edle Frauen in blond- und Braunhaar, und es gab große Sündnerinnen in allen Farbtönen. Wer will beim Durchwandern von Frauengalerien noch Charakter und Haarfarbe als miteinander korrespondierend bezeichnen? Es würde diese Theorie zu den ungeheuerlichsten Widersprüchen führen. Weit interessanter ist eine andere, allerdings viel neuere Theorie und Statistik. Diese weist nach, daß die Rasse der Blondinen immer mehr ab-, die der Brünetten immer mehr zunimmt. In Deutschland beträgt sie nur noch 33 Prozent, und je weiter südlich man kommt, desto weniger, 23 bis 18 Prozent. In Schottland rechnet man 16 Prozent, in Italien 2 Prozent. Als Grund für das Aussterben der blonden Rasse gibt die Wissenschaft verschiedene Gründe an. Es ergibt im all-

gemeinen den Rassen wie den blondgeborenen Kindern. Wie die meisten blondgeborenen Kinder später stark nachdunkeln, so verdrängt auch die dunkle Masse nach und nach die blonde. Der brünette Typus, der mehr nomadenhaft, kampfs- und abenteuerlustig ist, absorbiert den blonden Typus. Von einem Gelehrten angestellte Versuche haben ergeben, daß ein einzelnes dunkles Frauenhaar ein Gewicht von 114 Grammen tragen kann, ohne zu reißen, während man an ein blondes nur ein Gewicht von 56 Grammen hängen darf. Die Folge dieser Erscheinung ist, daß blonde Frauen eher lahmsüchtig werden als brünette, da dunkles Haar eine größere Lebensfähigkeit und Dauer besitzt.

Der Mißbrauch der Witwenkleidung in Frankreich. Daß die nicht gerade unter übermäßigen moralischen Skrupeln leidenden leichtfertigen Schichten der französischen und ganz besonders der Pariser Gesellschaft trotz des Krieges ihren wenig würdigen Lebenswandel beibehalten haben, ist aus zahllosen Berichten aus in diesem Fall bester, nämlich französischer Quelle längst bekannt. Daß aber die Leichtfertigkeit und der Mangel selbst an allerprimitivster Achtung vor den heiligsten Gefühlen bei vielen Pariserinnen so groß ist, daß sie unbedeutenderweise Witwenkleidung anlegen, um auf diese Weise als angebliche beklagenswerte Kriegswitwen leichter Bekanntheit anknüpfen zu können, ist eine Neuigkeit, über die das Pariser Blatt „Deuxième“ nunmehr Auskunft gibt. „Der furchtbare Krieg“, so schreibt das Blatt, „hat uns auf den Straßen an einen ebenso traurigen wie der Natur widersprechenden Anblick, nämlich an 19- und 20jährige Witwen, gewöhnt. Aber seit einiger Zeit bemerkt man bei vielen Kriegswitwen eine merkwürdige Wandlung. Sie haben nämlich aus dem Trauerkleid eine ebenso elegante wie triviale Mode gemacht, bei der das einzige Zeichen von Trauer lediglich noch in der schwarzen Farbe besteht. Viele dieser Trauerkleider haben den Schnitt von Hüft-Über- oder Theaterkostümen, der äußerst kurze Rock läßt unwahrscheinlich dünne schwarze Seidenstrümpfe sehen usw. Diese Mode muß wohl sehr oft selbst die äußersten Grenzen des Erlaubten überschreiten, da viele Leute auf den Boulevards stehen bleiben und in den lautesten Tönen ihre Entrüstung über diese höchst sonderbaren „Kriegswitwen“ äußern.“ „Deuxième“ stellt fest, daß es sich in diesen Fällen um Scheinwitwen handelt, die auf durch das Trauerkleid ausgelöste Wirkungen spekulieren. Damit aber alle Mißverständnisse und Verwechslungen ein für allemal unmöglich gemacht würden und damit die anständige und echte Kriegswitwe auf den ersten Blick von diesen trauernden „Damen“ unterschieden werden, empfiehlt das Blatt, daß die Regierung jeder echten und anständigen Kriegswitwe eine Brosche mit dem Zeichen F (France) gebe. Durch diese F-Brosche würden einerseits die anständigen geschützt und andererseits die Unanständigen entlarvt werden. Die französische Zensur, die diesen Artikel ohne jede Streichung durchließ, scheint nicht empfunden zu haben, daß hierdurch das französische Sittenleben im Kriege in einer nicht mehr zu übertreffenden Weise gedanktmarkt wird. Oder ist die Verderbtheit an der Seine trotz des Krieges so groß, daß man an den geschilderten Zuständen nichts Furchtbares findet? . . .

Büchertisch.

— Generalfeldmarschall von Bismarck. Von Dr. Otto Kraß. Mit 31 Bildern und einer Karte. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin, Geh. 1 Mk. Ein neues vaterländisches Buch, das dem Generalfeldmarschall von Bismarck, dem Eroberer von Belgien, dem Sieger von St. Quentin, gewidmet ist.

— Eril Fahlmann, Die Firma Abergson, Roman. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Kläiber. Umschlagzeichnung von Olof Gulbransson, Einbandzeichnung von Felger. Preis geheftet 5 Mark, in Leinen gebunden 7 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Mit diesem im besten Sinn des Wortes humoristischen Roman hat Eril Fahlmann, vorher ein gänzlich Unbekannter, in Schweden einen großen Erfolg errungen. Auch in Deutschland wird er nun bald zu den Lieblingen des Leserpublikums zählen. Dieses Buch besitzt in hohem Maße zwei Vorzüge, von denen einer allein schon sehr viel für ein Werk bedeutet: Stoff und Seele. — In unserer ersten Zeit, die humoristischen Büchern gegenüber mit Recht doppelt kritisch ist, wird das Erscheinen Wilhelm Abergsons mit ganz besonderer Freude begrüßt werden. Gewinnen wir in ihm doch einen lieben Freund, von dessen heiterem Temperament wir uns gern die Sorgen verschleuchen lassen.

— Unsere Feinde. Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Von Prof. O. Stiehl. Mit 95 eigenen Aufnahmen des Verfassers. Preis M. 1.20. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart). — Was uns an Jammer und Greneln erwartete, wenn es den Dorden unserer Feinde gelangen wäre, ins Herz unseres Vaterlandes einzubrechen, erkennen wir deutlich an den in Stiehls vorzüglichem Versehen so meisterhaft wiedergegebenen Physiognomien unserer Feinde, in denen die Geschichte eines jeden in dunkeln aber doch so leicht deutbaren Runen eingegraben steht. Diese Vertreter sittlichen und geistigen Tiefstands der Menschheit, die gefühllosen Apachen des Urwaldes, der Wüste und der Steppe, Angehörige typenreicher roher Naturvölker,

ungewillkürter oder halbwillkürter Nomadenstämme, ethnographisch hochinteressant, sind hier in buntem Gemisch versammelt und prägen sich in ihrer charakteristischsten Wesenheit dem Auge unvergeßlich ein. Daneben stehen unsere gesitteteren Feinde, gekennzeichnet durch ihre völkische Eigenart, ihre geistige und heilige Verfassung, die sich meist in dem die inneren Triebe veratenden Antlitz wider spiegelt. In kurzen, treffenden Worten sind ne alle geschildert mit ihren Vorzügen und Unnehmlichkeiten, ihren Fehlern und Schwächen, die in dem eigenartigen, engen Zusammensein des Lagerlebens oft in merkwürdig drastischer Weise zum Ausdruck gelangen und manchen wertvollen Schluß auf die völkischen Eigenheiten unserer sehr zahlreichen und sehr verschiedenartigen Feinde erlauben.

— U-Deutschlands Fahrt. Von Dr. Fritz Skowronnel. Mit farbigen Umschlag. Preis 1 Mk. Verlag von Otto Janke, Berlin SW.

— Die Lehre von der Lautbildung. Von Prof. Dr. A. Sütterlin. Zweite verbesserte Auflage. 173 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 60.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Hauptfragen der Lebensgestaltung. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 160 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 136.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Einführung in Goethes „Faust“. Von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. Zweite Auflage. 123 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 116.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Gustav Frenssen: Ein Brief. (Schriften zur Zeit und Geschichte. 1. Bändchen.) 64 Seiten Oktav. Kart. 40 Hg. Verlag von G. Grote, Berlin. — Gustav Frenssen richtete diesen Brief an einen Jugendfreund in Amerika, der durch den Krieg und die Verleumdungen Deutschlands, mitten unter Feinden wohnend, schwer bedrückt war, und setzt ihm darin in kurzer, schlichter Weise unser Recht und unsere Sache im großen Kriege auseinander.

— Der Völkerring, Herausgeber Dr. G. H. Beer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Die beiden letzten Hefte (96 und 96) des erwähnten Werkes geben eine große Fülle von Einzelheiten aus Kampf und Vorbereitung an der Westfront im Winter 1915/16. Außer den vorzüglichen Bildern bieten sie als besonders willkommene Beigabe eine Reihe von Uebersichtskarten über sämtliche Kampfabschnitte der Westfront.

— John Bull Nimmerfort und wie's ihm ergangen hat. Ein Truhbäuchlein, gereimt und gezeichnet von Arpad Schmidhammer. 18 farbige Vollbilder (21:27 cm groß) mit Texten. Geh. M. 1.25. Verlag von Jos. Scholz in Mainz.

— Die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) leitet das neue Quartal mit einer Nummer (Nr. 3823, (Kriegsnummer 114) ein, die nach Inhalt und Ausstattung hohe Ansprüche befriedigt. Ein Vierfarbendruck „Lazarett in Varennes“ (Doppelseite) von Professor Georg Schöbel zeigt die Verpflegung gefangener verwundeter Franzosen im Hote des Lazarett's. Weiter farbige Bilder führen „Deutsche Unterseeboote an der West“, „Deutsche Sturmtruppen beim Durchschneiden des feindlichen Drahtverhaues“ und „Bosnialische Sanitätskolonnen in einem Lager an der Front im Monzotol“ vor. Von den Zeichnungen interessieren besonders „Unsere Feldgrauen beim Minieren“ von Hermann Widmer, „Wohnschiffe am Kanal bei Neuchâtel“ von Professor Hans v. Haneck, die „Retting des in der südlichen Adria versenkten französischen Unterseebootes „Foucault“ durch österreichisch-ungarische Marineflieger“ von Ladislavus Tuszynski und „Das Schlachtfeld von Tuzufan“ von Professor M. Zeno Diemer. Unter dem photographischen Bildmaterial ragen die 17 Aufnahmen aus dem Kampfgebiet an der Somme vor allem hervor. Nicht minder fesseln die Aufnahmen von der Fahrt des Unterseebootes „U 35“ nach Cartagena“ und von der Ankunft der ersten griechischen Truppen in Görlich. Doch nicht Mars allein hat in der Nummer das Wort. Der reich illustrierte Beitrag „Die Schönheit des Seeschiffes“ von Chr. Voigt zeigt das Schiff von seiner ästhetischen Seite vom germanischen Urboot an bis zum modernen Riesendampfer und Linien Schiff. Das Interesse der Kunstfreunde verdient der mit meisterhaften Reproduktionen ausgestattete Beitrag über den verstorbenen Maler und Graphiker Otto Greiner.

Dezerrätsel.

Nimm ein Drittel Apfelsine,
Doch vergiß die Farbe nicht.
Weißt du nicht, wie sie ershiene,
Wenn es dunkelt: so bediene
Dich besondrer Art von Licht.
Rufe ihn, der es erfunden,
Dessen Name wohlbekannt. —
Daß du alles recht verbunden,
Ist sogleich ein Wort gefunden
Für „Musikwerkfabrikant.“
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer:
Mit fremdem Kalb ist wohlfeil pflügen.